

Günter Gödde: Traditionslinien des „Unbewußten“. Schopenhauer – Nietzsche – Freud. Edition Diskord, Tübingen 1999. 656 S.; 78.- DM.

Als Freud in der *Traumdeutung* (1900) das Unbewusste zum Zentralbegriff seines klinischen und metapsychologischen Systems erhob und diesem Begriff eine bis dahin unbekannte Bedeutung gab, war es weder für die Praktiker, die sich der therapeutischen Anwendung der Psychoanalyse verschrieben, noch für die Vertreter der Nachbarwissenschaften, die mit der Psychoanalyse in Berührung kamen, unmittelbar erkennbar, welche lange philosophische Denktradition in diesem Begriff ihren Niederschlag gefunden hat.

Obwohl es in der Vergangenheit nicht an Versuchen gefehlt hat, die terminologischen Beziehungen zwischen der Psychoanalyse und anderen wissenschaftlichen oder philosophischen Konzeptionen zu klären, blieb eine systematische Untersuchung des Unbewußten, die eine kritische Sichtung und Würdigung geboten hätte, ein Desiderat der Forschung. Weil viele dieser Versuche gerade den historisch-systematischen Charakter vermissen ließen, konnte es nicht verwundern, daß die unschwer erkennbare Verwandtschaft bestimmter psychoanalytischer Begriffe mit der Philosophie etwa von Schopenhauer und Nietzsche nicht selten zu der übereilten Schlussfolgerung führte, Freud habe bei diesem oder jenem Denker Anleihen gemacht, ohne die jeweilige Quelle, aus der er schöpfte, angegeben zu haben. Tatsächlich kann eine oberflächliche Betrachtung zu der Vermutung führen, Termini wie „Unbewusstes“, Widerstand“ oder „Verdrängung“, die aus der philosophischen Tradition von Schopenhauer, Herbart, Fechner, Carus, v. Hartmann, Nietzsche u.a. stammen, könnten unmöglich ohne Einfluß auf den Forschungsprozeß von Freud geblieben sein. Es fällt nicht immer leicht zu unterscheiden, in welchem Maß das Motiv, den Begründer der Psychoanalyse einer intellektuellen Unredlichkeit zu zeihen, den Autoren die Feder geführt hat, oder ob die Klärung der gewachsenen Verbindungen oder Berührungspunkte des im Wort Ähnlichen den Hauptakzent der Bemühungen bilden. Indem Günter Gödde sowohl den historisch-philosophischen Kontext der Entwicklung derartiger Begriffe entfaltet als auch ihre funktionelle Bedeutung im jeweiligen philosophischen Zusammenhang rekonstruiert, gelingt ihm sozusagen als Nebenprodukt seiner Arbeit die Entscheidung derartiger Fragen.

Das Buch ist in dreizehn Kapitel gegliedert, die alle auch als eigenständige Essays zu bestimmten Themenschwerpunkten gelesen werden können. In gewissem Maße bilden sie auch den Arbeitsprozeß ab, den der Autor über Jahre hinweg bis zur Fertigstellung dieses Werkes durchlaufen hat. Die einzelnen Kapitel sind reich gegliedert und durch Zwischentitel teilweise zusammengefasst, teilweise aufeinander bezogen. Auf diese Weise versucht der Autor den Leser bereits zu Beginn seiner Untersuchung auf die komplizierten und verschlungenen Verbindungslinien einzustimmen, die zwischen der Denkwelt Freuds und seinen wissenschaftlichen bzw. philosophischen Zeitgenossen bestand, auf deren Werke er sich ausdrücklich oder implizit bezog.

Zunächst führt Gödde seinen Leser in die Philosophie des 17. bis 19. Jahrhunderts ein und entfaltet vor ihm die wechselvolle Geschichte, welche die Konzeption des Unbewussten – der Begriff selbst wurde erst im Jahre 1800 von Schelling geprägt – bereits in diesen Denktraditionen eingenommen hat. Er unterscheidet drei zeitlich abgegrenzte Phasen, in denen das Unbewußte eine Rolle gespielt hat: Für die Erkenntnistheorie von Leibniz waren Denken und Wahrnehmung stets im Rahmen des Bewußtseins angesiedelt. Nur für die „*pétites perceptions*“ galt, dass die Intensität ihrer Ausprägung so gering war, dass sie der Wahrnehmung eben nicht mehr zugänglich waren. Sie waren in diesem Fall zwar unbewusst, aber in einem rein deskriptiven Sinne. Wenn es gelingen würde, sie mit mehr Energie auszustatten, könnten sie jederzeit wieder in das Bewußtsein eintreten („kognitives“ Unbewußtes). Die hier zugrunde liegende Anthropologie barg die große Gefahr einer emotionalen Verflachung und Erstarrung in sich und konnte einer Reihe von menschlichen Erfahrungen kaum gerecht werden. Dies führte eine Reihe von Literaten, Philosophen und auch Naturwissenschaftler dazu, sich von diesem einseitig rationalen Verständnis abzuwenden und die irrationalen Tendenzen des Menschen zu betonen. Hamann, Herder, Goethe und Schelling gehörten zu den Gründungsvätern dieser Tradition, die später unter der Bezeichnung der Romantik zusammengefasst wurde („*vitales*“ Unbewußtes). Ihr Konzept der „Lebenskraft“ erfuhr dann später vor allem durch Schopenhauer eine radikale Metamorphose in Gestalt seines zentralen philosophischen Begriffs des „Willens“. Schopenhauer fasste die gesamte Nachtseite des Menschen in diesem Konzept („triebhaft-irrationales“ Unbewusstes) zusammen.

Nachdem der Autor (Teil I) diesen Denkhintergrund entfaltet hat, an dessen lebendiger Entwicklung man sich keineswegs nur Philosophen, sondern Wissenschaftler und Künstler aller Bereiche beteiligt zu denken hat, macht er den Leser (Teil II) damit bekannt, auf welche Weise das gebildete Bürgertum Wiens in den 1870er Jahren an den kulturellen Entwicklungen teilnahm. Für Sigmund Freud waren nach dem Abitur und neben dem Medizinstudium seine Mitgliedschaft im „Leseverein der deutschen Studenten Wiens“ und speziell seine enge Verbindung zum „Wiener

Nietzsche-Verein“ bedeutende Quellen, aus denen er für seine Bildung geschöpft hat. In diesem Kontext hat er sich schon frühzeitig mit dem Denken Schopenhauers, Richard Wagners und Nietzsches vertraut gemacht. Ausgehend von den Briefen an seinen Jugendfreund Eduard Silberstein wird diese Epoche der Freudschen Bildungsgeschichte rekonstruiert.

In den Teilen III und IV führt uns Gödde vor, auf welche Weise Freud zu Beginn seiner eigenständigen Erforschung der Neurosen dazu geführt wurde, das Unbewußte als grundlegenden klinischen und (meta)theoretischen Begriff in sein Denken über diese Erkrankungen einzuführen. Es waren vor allem die Beobachtungen aus der anwachsenden klinischen Behandlungstätigkeit und seiner eigenen an Träumen durchgeführten Selbstanalyse, die Freud veranlaßten, das „dynamische“ Unbewußte im Sinne des Verdrängten in das Theoriegebäude der Psychoanalyse zu integrieren. Die klinischen Erfahrungen führten in den folgenden Jahrzehnten aber zu bedeutenden Umgestaltungen, die bis zu seinem Tode im wesentlichen von Freud selbst eingeleitet wurden.

Als Freud unter dem Eindruck seiner klinischen Beobachtungen seine ursprüngliche Annahme der stets traumatischen Verursachung neurotischer Symptombildung aufgeben musste, hatte er einen wesentlichen Schritt zur Weiterentwicklung seines Denkgebäudes getan. Er ordnete seine Überlegungen neu in Gestalt der sogenannten ersten Topik (Unbewußtes, Vorbewußtes, Bewußtes). Sie gestattete ein Verständnis neurotischer Störungen aus dem Ineinandergreifen einer phylogenetisch verankerten Triebstruktur des Menschen und der besonderen Bedingungen, die sein individuelles Leben geprägt haben. Spätestens durch diese Perspektive begründete Freud innerhalb seiner Theorie ausdrücklich eine anthropologische Dimension, die sein Denken unvermeidlich mit den entsprechenden philosophischen Traditionen in Berührung brachte. Etwa ab 1920 führen weitere klinische Beobachtungen zur Formulierung des zweiten topischen Modells (Es, Ich, Über-Ich). Den kontinuierlichen Umbau der theoretischen Anschauungen Freuds, insbesondere die systematische Abstimmung einzelner Teile der Theorie auf ein stimmiges Gesamtgefüge führt uns Gödde in den Kapiteln VI und VIII seiner Studie detailliert vor. Sie können deshalb, unabhängig von der Entfaltung der philosophischen Dimension dieser Entwicklung, auch als eine zuverlässige Darstellung der historischen Entfaltung der Metapsychologie gelesen werden.

Mit zwei großen Abschnitten, die der vergleichenden Untersuchung der Denkwelten Schopenhauers und Nietzsches im Verhältnis zu den Auffassungen Freuds gewidmet sind (Teile IX-XII), beschließt Gödde seine Arbeit. Aus ihnen geht sowohl die unvermeidliche und teilweise konflikthafte Auseinandersetzung zwischen der Psychoanalyse und der Philosophie hervor, soweit sie gleiche Fragen behandeln, wie auch die Eigenständigkeit der beiden Wissenschaften. So werden nebenbei auch die nicht gerade seltenen Versuche, Freuds Denken als eine Reihe von Plagiatsaffären zu verstehen, im Rahmen einer kontextualisierenden Betrachtung der Boden entzogen (Teile VII und XIII).

Wenn man dem Autor bis zu diesem Punkt seiner Gedankenentwicklung gefolgt ist, wird man gewahr, in welchem Maße sich sein Interesse an dieser Fragestellung und an dem Bestreben entzündet hat, die wechselseitig befruchtende Auseinandersetzung zwischen dem zeitgenössischen Schopenhauer-Nietzsche-Diskurs und dem psychoanalytischen Nachdenken über den Menschen miteinander in Austausch treten zu lassen. Ein Gespräch, das untergründig schon immer stattgefunden hat und das die Psychoanalyse gegenüber anderen psychologisch-therapeutischen Disziplinen auszeichnet, da in ihr durch die klinischen Beobachtungen hindurch systematisch der Blick auf die anthropologische Dimension des Menschen aufrecht erhalten wird. Für diese Dimension erweist sich die psychoanalytische Kulturtheorie ebenso als unerlässlicher orientierender Rahmen, wie die Metapsychologie diese Funktion für den Bereich der klinischen Arbeit erfüllt. Wenn es gelingen könnte, diese Auseinandersetzung anders zu gestalten als etwa zwischen Adolf Grünbaum und der Psychoanalyse, dann wäre für beide Disziplinen eine große Bereicherung zu erhoffen. Freuds Bestreben, die Psychoanalyse von spekulativen Elementen so weit als möglich freizuhalten und sie als Naturwissenschaft vom Menschen neben der Medizin gleichberechtigt zu etablieren, hat den Austausch mit der Philosophie nicht immer erleichtert. In welchem Maße aber die theoretischen Entwürfe der Psychoanalyse von Anfang an auch von Elementen des zeitgenössischen philosophischen Denkens mitgeprägt waren, belegt Günter Gödde mit wünschenswerter Klarheit. Sofern es gelingt, diese Elemente in ihrer Funktion für die Psychoanalyse anzuerkennen, ist ein fruchtbarer Diskurs zwischen beiden Wissensbereichen zu erhoffen. Eine wesentliche Grundlage für eine solche inhaltliche Auseinandersetzung zwischen der Psychoanalyse und der „Philosophie des Unbewußten“ hat er mit seinem Buch selbst geliefert.